

ERICH KOCK · KÖLN

Wer mehr erfahren will, muß den Tod wagen – Ernst Jünger

Am frühen Morgen des 17. Februar 1998 starb im Riedlinger Kreiskrankenhaus Ernst Jünger; er hatte eine notwendig gewordene schwierige Operation abgelehnt. Am 21. Februar 1998 wurde der Verstorbene auf dem Friedhof der Gemeinde Wilflingen bei Riedlingen beerdigt. Ein langer Trauerzug folgte dem Sarg durch den Ort; er passierte auch das Forsthaus, das 48 Jahre lang Jüngers Wohn- und Arbeitsplatz war. Der Autor, der kurz vor seinem 103. Geburtstag starb, hat seine Verbundenheit mit Wilflinger Bürgern gern bekundet; der geübte Spaziergänger, der Naturliebhaber und Tierfreund schätzte die Wälder in der Nachbarschaft und liebte das Gelegenheitsgespräch mit den Einwohnern. Jünger fand sein Grab neben seiner ersten Frau Gretha geborene von Jeinsen († 20. November 1960) und den beiden Söhnen Ernst († 29. November 1944 als Soldat bei Carrara/Italien) und Alexander († 22. April 1993).

Am 26. Mai 1939 schrieb Ernst Jünger in seinem 1942 veröffentlichten Kriegstagebuch *Gärten und Straßen*: »Ich dachte über meinen eigenen Grabstein nach, auf dem ich nur den Namen und die beiden Daten wünsche, und das Sinnen darüber war mir angenehm.« Das bei Jüngers Bestattung mitgeführte, schlichte Holzkreuz entsprach diesem Wunsch; auf dem Querbalken stehen lediglich Namen und Daten: »Ernst Jünger 1895–1998«. Hinter dem Sarg gingen Jüngers zweite Ehefrau Liselotte geborene Lohner, Verwandte, Freunde und Menschen aus ganz Deutschland, die das Jüngersche Œuvre wertschätzten und den Autor, auf den es zurückgeht, lieben. Der Bestattung ging ein Trauergottesdienst in der Ortskirche St. Johannes Nepomuk voraus. Das Requiem zelebrierte der katholische Ortspfarrer Roland Niebel, unter der Assistenz des Rottenburger Domkapitulars Dr. Werner Groß. Während der heiligen Messe stand der blumengeschmückte Sarg im Mitteltgang vor dem barocken Hauptalter der 1729 von Fürstbischof Franz von Stauffenberg errichteten Pfarrkirche. Der Altar mit der im Zentrum stehenden Plastik eines Marienbildes ist der »Regina Coelorum« geweiht. Auch deshalb hört man in der Liturgie neben dem vom Wilflinger Kirchenchor gesungenen »Requiem« zwei Sologesänge mit marianischen Themen: »Ach neige, du Schmerzensreiche« und »Ave Maria« (Loewe und Gounod). Franz Freiherr Schenk von Stauffenberg, jahrelang

ERICH KOCK, Jahrgang 1925, lebt als freier Schriftsteller in Köln; zahlreiche Arbeiten für Funk und Fernsehen.

Gastgeber und fürsorglicher Mentor Jüngers, würdigte den Verstorbenen mit Worten der Freundschaft und Verehrung. Unter den Trauergästen in der überfüllten Kirche befand sich auch Ministerpräsident Erwin Teufel, der in seiner Totenrede unter anderem die religiösen Komponenten in Jüngers Werk ansprach. Ernst Jünger, protestantisch getauft, war am 26. September 1996 zur römisch-katholischen Kirche konvertiert. Es darf als sicher gelten, daß Jünger bereits seinen Sohn Ernst katholisch taufen lassen wollte, jedoch mit Rücksicht auf seine erste Frau Gretha darauf verzichtete. Beide wurden am 3. August 1925 in der Leipziger Thomaskirche evangelisch getraut.

»Mit scheint oft, daß die Toten reifer und milder werden; sie wachsen in uns mit posthumen Wurzeln – *wir* sind der wahre Todesacker, der wahre Totengrund. Sie wollen in den Herzen bestattet sein. Dafür sind sie dann dankbar, und dieses Verhältnis gibt Familien und Völkern die Kraft zum Wandel durch die Zeit.« Diese aus einem Traum von seinem verstorbenen Vater gewonnene Einsicht hat Ernst Jünger am 30. Mai 1945 in seinem damaligen Wohnort Kirchhorst bei Hannover niedergeschrieben. Der »wahre Todesacker« ist also das Herz des Menschen, und in seinem Innern findet auch die eigene, ein Leben währende Begegnung mit dem Tode statt. Kaum einer unter den bedeutenden Autoren dieses Jahrhunderts (vielleicht noch Henry de Montherlant, der sich 1972 zu Paris in der Erwartung seiner unvermeidlichen Erblindung das Leben nahm) hat so sehr Wand an Wand mit dem Tode gelebt wie der Autor der *Stahlgewitter*, der *Strahlungen*, der Alterstagebücher *Siebzig verweht*, des *Sizilischen Briefes an den Mann im Mond* und der *Schere*. Der Schritt über die Grenze an der »Zollstation«, wo »Furcht gegen Sicherheit getauscht« wird, der Übergang von »Hier« nach »Dort« beschäftigte Ernst Jünger bis zu seinem Ende. Tatsächlich handelte es sich um ein durchgehendes Stadium geistiger Osmose zwischen den Polen von Leben und Tod, Tod und Leben. »Was kümmert den das Jenseits, für den es nichts gibt, was nicht auch jenseitig ist?« (1930)

Am 8. Juni 1989 sagte Jünger in seinem Wilflinger Garten zu mir: »Nun bin ich 90 Jahre alt geworden und wollte doch schon mit Dreißig sterben.« Das schien ihn ebenso zu verwundern wie zu erheitern. Ernst Jünger lebte gern und dankbar für das Geschenk jeden Tages, obgleich ihm Schmerz und Traurigkeit seit je vertraut waren. »... auch im Selbstmord entrinnen wir uns nicht. Wir müssen steigen, auch durch Leiden; dann wird die Welt faßbarer« (29. April 1941). Doch Trauer, *tristitia*, wird oft gespürt, und selbst Träume heben die Traurigkeit ins Bewußtsein (26. Juni 1941). »Im ›Raphael‹ erwache ich durch einen neuen Anfall von Traurigkeit« (22. Februar 1942). »Tristitia. Auswege gesucht; es boten sich nur zweifelhafte dar« (29. April 1941). In dem 1939 erschienenen Roman *Auf den Marmorklippen* ist die Rede von »der wilden Schwermut, die uns bei der Erinnerung an Zeiten des Glückes ergreift«. Und in der Gewißheit drohender Vernichtung der »Rautenklausen« durch den Terror von Menschenschindern und Schlächtern begehen die dem Schutz der Ordnung und der Schwachen Verschworenen ein Fest der Erinnerung und des Segens: »So leerten wir unser Glas auf alte und ferne Freunde und auf die Länder dieser Welt. Uns faßt ja alle ein Bangen, wenn die Lüfte des Todes wehen. Dann essen und trinken wir im Sinnen, wie lange an diesen Tafeln noch der Platz für uns bereit ist. Denn die Erde ist schön« (S. 80 der Ausgabe: Hamburg 1939).

Die als bloße »Tendenzschrift« gegen die Barbarei des Nationalsozialismus fehlgedeutete Parabel der *Marmorlippen* erwuchs – wie Etliches bei diesem Autor – einem Traum-Protokoll. Folglich mischen sich in diesem Buch der 157 Druckseiten Vor-Schau, Wirklichkeit und Bildschöpfung. Deshalb bildet das Gleichnis eines blutigen Kampfes zwischen Geschichtsmächten von Gut und Böse, Hohem und Niedrigem alle Schrecken des Todes ab. Zugleich verstecken sich in ihm wie in einem Vexierbild Hinweise auf führende Figuren, Gruppen und Kräfte des »Dritten Reiches« und seiner Gegner. Die Parabel erfuhr kurz nach ihrem Erscheinen eine Verbreitung von rund siebenundsechzigtausend Exemplaren. Nicht wenige damalige Leser verstanden sie als eine verschlüsselte Darstellung der politischen Verhältnisse, und einige ausländische Rezensenten brachten den Autor durch ihre rein politische Auslegung in große Gefahr; eine Reihe enger Mitarbeiter Hitlers versuchte ihm eine hohe Bestrafung des Autors abzunötigen. Selbst wer Jüngers Roman mit historischem Abstand erneut liest, hat zeitweise das Gefühl, durch Minenfelder zu laufen – so sehr meldet sich in der symbolischen Dichtung die Realität wieder an. Ernst Jüngers Lieblingsbruder – der Lyriker Erzähler und Essayist Georg Friedrich Jünger – hat ihn nach der Lektüre denn auch wissen lassen, daß er mit den *Marmorlippen* um »seinen Kopf spiele«. Und beide Brüder haben, wie es ihre eigenen Veröffentlichungen zeigen (G.F. Jünger, 6. Heft der Zeitschrift *Corona*, 1943 und E. Jünger in den Tagebuchnotizen *Gärten und Straßen*, S. 54, vom 21. September 1939), eine Hinrichtung geträumt, Ernst Jünger seine Verurteilung zum Tode. Trotzdem bleiben die *Marmorlippen* eine poetische Verdichtung visionären Träumens.

Auch das in langen Jahren gewachsene, mit »salamandrischer Ruhe« und erstaunlicher Stetigkeit ausgetragene Werk seiner Tagebücher, Essays, Romane, Erzählungen und Parabeln lebt von Traumreserven, nicht nur von der Augenschärfe des Naturbeobachters und »Seelenfotografen«. Träume spenden Ahnungen, Winke und Mitteilungen, die entschlüsselt sein wollen. Auch sie sind »Gleichnisse«, die »dichter an die Zeit-Mauer heranzuführen«, den erwachten Menschen in das Mysterium von Leben und Tod einführen und dazu beitragen können, den Erdbewohnern Erfahrungen geistiger Evolution und eine universale Heimat zu bescheren. Dabei bleiben für Jünger alle hiesigen Erkenntnisse nur Spiegelungen des Unvergänglichen, Jenseitigen: »Wer mehr erfahren will, muß den Tod wagen« (*Die Schere*. Stuttgart 1990, S. 167). »Der Tod des Einzelnen«, so heißt es in diesem Werk, »... ist das große Ereignis ... Die Weltangst bleibt ephemer, doch, ebenso wie die Todesangst, notwendig« (S. 164). Transitorische Erfahrungen zwischen Leben und Tod, Hier und Dort bilden auch den Gegenstand dauernder Reflexion im Œuvre des Ernst Jünger. Sie begleiten seine Spekulation über Geschichtsabläufe und immer rasanter verlaufende technische Entwicklungen.

Wohin treibt es mit der Welt und ihrer beschleunigten, planetär gewordenen Geschichte? Wo könnte der Einzelne, der nicht ein Massenleben leben und einen Massentod sterben will, Fuß fassen oder »sichere Reise« (*iter para tutum*, Hymnus *Ave Maria stella*) finden? Wie deutet ein waches und mutiges Auge – auch das des täglichen Chronisten – Chancen und Gefahren unseres Geschichtsaugenblicks? Oder fehlen, wie in dem auch von Jünger öfters beschworenen Symbol der »Titanic«, in der von technischen Prozessen beherrschten Welt im »Ausguck« die warnenden Gläser? Und selbst wenn der Eisberg vermieden wird – wo verankert der Zeitgenos-

se sein Lebensschiff, und welchen Kurs sollte er steuern? Bereits in Jüngers 1936 erschienenem Buch *Afrikanische Spiele* – einer erzählerischen Schilderung abenteuerlicher Suche des Achtzehnjährigen nach Gegenbildern bürgerlicher Existenzweisen und Lebenshaltungen – heißt es: »Man müßte leben wie ein Schiff, alles an Bord, was man nötig hat, und immer gefechtsbereit« (S. 96). Die Metapher vom Schiff als Provisorium, Lebenshaus, Kampfplatz und Totenbarke taucht auch bei dem Sechsendvierzigjährigen wie beim Sechsendachtzigjährigen auf. Am 23. November 1941 notiert Jünger in seinem ersten Pariser Tagebuch: »In auswegloser Umstellung soll man sich zu erkennen geben wie ein Kriegsschiff, das seine Flagge zeigt« (S. 275).

Die Psyche des Zeitgenossen Ernst Jünger ist auf Kontemplation und Kampf gestimmt. Sein geistiges Gepäck soll den Träger instand setzen, Anfechtungen und Angriffe ins Auge zu fassen sowie dem auftauchenden Gegner Gefechtsbereitschaft zu signalisieren. Sätze dieser Art charakterisieren jedenfalls gehante und wirkliche Gefährdung des Offiziers Ernst Jünger im Stabe des Militärbefehlshabers von »Groß-Paris«, im Kreis der dort agierenden Verschwörer und inmitten einer bürgerkriegsartig gespaltenen Umwelt. Sie kennzeichnen aber auch den Menschen, dem schon früh das *contra agere* auf der Stirn geschrieben stand. Wer wie der Ritter in Albrecht Dürers Stich den gefährlichen Engpaß zwischen »Tod und Teufel« zu durchqueren hat, muß gewappnet sein und die äußerste Angst bestehen können, »denn der Widersacher geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne« (Komplet, Eingangslesung). Der Autor Jünger weiß jedoch, daß todesbereiter Mut schützen kann, ja, unverletzlich macht. Und wenn seine Stunde gekommen ist, kann der Tapfere als »guter Zeuge« sterben. Denn selbst sein »Staub ängstigt noch den Tyrannen. Auch er (der Staub) soll untergehen« (2. November 1941). Deshalb muß einer auf »geistigen Stufen richtig« zu kämpfen lernen. Drei Tage nach dem Tode Hitlers im Berliner »Führerbunker« bekräftigt Jünger diese Äußerung aus dem Zweiten Kriegsjahr in seinem Kirchhorster Tagebuch: »Beim Ordnen von Briefen und alten Aufzeichnungen fand ich ein Zitat, das ich vor etwa zehn Jahren Cassians Schrift über die Einrichtung der Klöster entnahm: »Bevor nämlich nicht das eigene Fleisch besiegt ist, kann niemand rechtmäßig kämpfen« (4. Mai 1945).

Der Autor und Offizier hat seine Gegner gekannt, die ihn jahrelang abwechselnd vergeblich umwarben oder unter Druck zu setzen suchten, danach bespitzeln ließen und gern in den Tod getrieben hätten. Der »Propagandaminister« Josef Goebbels, aus den Jahren vor der »Machtergreifung« mit Jünger bekannt, wies noch zwei Monate vor seinem und seiner Frau Selbstmord (nachdem beide vorher ihre sechs Kinder töten ließen) die deutsche Presse an, den Geburtstag des berühmten Autors zu ignorieren. »Das ist auch die einzige Auszeichnung, auf die ich Wert lege« (12. Februar 1945). Und obgleich Hitler zu den Lesern des 1920 zuerst erschienenen Buches *In Stahlgewittern* – dem Bericht des Soldaten und Zeugen der Somme- und Champagneschlacht des Ersten Weltkriegs – zählte, ist schwer zu erklären, aus welchen Gründen Jünger den Blutrictern des NS-Systems entging. Zögerte der »oberste Kriegsherr«, weil der Stoßtruppführer und Kompaniechef Ernst Jünger am 22. September 1918 mit der höchsten Tapferkeitsauszeichnung, dem Orden »Pour le mérite« ausgezeichnet worden war, den Jünger auch bei bestimmten Anlässen im besetzten Paris trug? Freilich legte er ihn auch an, um seinem Sohn, dem Marinehelfer Ernst Jünger, beizustehen, der »wegen der Bildung eines Wider-

standskreises« zu einer Haftstrafe verurteilt worden war. War Hitlers Entscheidung, Jünger ungeschoren zu lassen, auch der Ausdruck des Respekts, den der ehemalige Frontsoldat Hitler vor dem Todesmut dieses Mannes empfand? Und verstand ihn sein Gegner – ein guter Schachspieler – besser als er sich selber? Beispiele solcher Ausnahme-»Regelungen« gehören freilich zur politischen Geschichte dieses Jahrhunderts. Jünger vergißt jedoch nicht – wie er es in den Pariser Tagebüchern notiert –, daß er »von den Kulissen des Komforts umgeben, doch in größerer Gefährdung als während der Somme- oder der Flandernschlacht« lebt. »Auch scheint mir, daß unter hundert alten Kriegern kaum einer unter den neuen Schrecken standhält, die sich erheben, wenn man aus der heroischen in die Dämonensphäre tritt« (10. Oktober 1943).

Bereits das 1929 (1. Fassung) erschienene Buch *Das abenteuerliche Herz* des »Wachträumers« Ernst Jünger schildert in Gedankenbildern und Skizzen eine doppelbödige Welt. Träume teilen nicht-geheure Wahrheiten mit. In Kellern oder unter Dächern sind blutige Tatsachen versteckt, in den Zwischenböden der Seele und der Brust »ehrbare Bürger« am Ende fürchterliche Geheimnisse. Zu diesem Resultat hat ihm freilich auch die Lektüre des französischen Schriftstellers Léon Bloy verholfen, die Jüngers Leben – fragend und zustimmend – begleitet.

Kampf und Schlacht, Tod und Durchschreiten der Todeszone bilden eine der Signaturen Jüngerscher Existenz. Wenn man die literarischen Versuche des Siebzehnjährigen außer acht läßt, begann Jüngers Autorenschaft im Feuersturm der Materialschlacht des Ersten Weltkrieges. Die Hand des Bericht-Erstatters setzte sich in Bewegung, sobald ihm die kurzen Pausen zwischen Grabenkämpfen, Infanterieangriffen, Trommelfeuer und die Tage in Reservestellungen Minuten oder Stunden zum Atmen und Schreiben ließen. 14 Notizkladden, von denen er jeweils eine in seiner Kartentasche mit sich führte, bilden den Stoff seiner Schlachtenchronik *In Stahlgewittern* und des folgenden Buches *Der Kampf als inneres Erlebnis* (Berlin 1922). Der Leutnant und Kompanieführer stand bei seinen Mitkämpfern im Ruf schon legendärer Tapferkeit; sie brachte ihm vierzehn Verwundungen ein und ihn zugleich zweimal an den Rand des Todes. Man traute besonders dem Stoßtruppführer eine untrügliche Witterung für den richtigen Augenblick des Handelns zu, so daß sich zu seinen Unternehmungen öfters Freiwillige drängten. Zahllose junge und ältere Menschen hatten den Krieg geradezu als Erlösung herbeigewünscht – er würde sie von Enge und erstickender Normalität befreien. Ernst Jünger erging es nicht anders. Nun aber stellte sich der Krieg an der Westfront als Inferno dar; zugleich begriff man ihn als Durchgangsort zu einer völlig veränderten Welt. Dichtende Soldaten wie Ernst Wilhelm Lotz, Josef Winckler, Karl Bröger, Heinrich Lersch, Max Barthel, Gustav Sack, Walter Flex, Wilhelm Klemm, Ernst Stadler, August Stramm und Leo Sternberg, deren Lyrik den zungenlösenden Idealismus der ersten beiden Kriegsjahre widerspiegelt, machten ähnliche Erfahrungen. Wenn sie nicht im Kampf fielen, brachten sie freilich andere Resultate mit nach Hause als der Nicht-Lyriker Ernst Jünger.

»Das Niemandsland war dicht von Angreifern erfüllt, die einzeln, in Trüppchen oder in hellen Haufen auf den feurigen Vorhang zuschritten. Sie liefen nicht, sie nahmen auch nicht Deckung, wenn zwischen ihnen die turmhohen Fahnen aufstiegen. Schwerfällig, doch unaufhaltsam gingen sie auf die feindliche Linie zu. Es

schien, daß die Verwundbarkeit nun aufgehoben war. Inmitten der Massen, die sich erhoben hatten, war es zugleich einsam; die Verbände waren unvermischt. Ich hatte die Meinen aus dem Blick verloren; sie hatten sich wie eine Welle in der Brandung aufgelöst. Im Vorgehen erfaßte uns ein berserkerhafter Grimm. Der übermächtige Wunsch zu töten beflügelte meine Schritte. Die Wut entpresste mir bittere Tränen. Der ungeheure Vernichtungswille, der über der Walstatt lastet, verdichtete sich in den Gehirnen und tauchte sie in roten Nebel ein. Wir riefen uns schluchzend und stammelnd abgerissene Sätze zu, und ein unbeteiligter Zuschauer hätte glauben können, daß wir von einem Übermaß von Glück ergriffen seien« (S. 260/61, Stuttgart³⁸ 1997). »Zum ersten Mal in diesem Kriege konnte ich das Zischen der kleinen Geschosse hören, als piffen sie wie an einem Gegenstand vorbei. Die Landschaft war von gläserner Durchsichtigkeit ... Nun hatte es mich endlich erwischt. Gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Treffers fühlte ich, wie das Geschloß ins Leben schnitt. Schon an der Straße vor Mory hatte ich die Hand des Todes gespürt – diesmal griff er fester und deutlicher zu. Als ich schwer auf die Sohle des Grabes schlug, hatte ich die Überzeugung, daß es unwiderruflich zu Ende war. Und seltsamerweise gehört dieser Augenblick zu den ganz wenigen, von denen ich sagen kann, daß sie wirklich glücklich gewesen sind. In ihm begriff ich, wie durch einen Blitz erleuchtet, mein Leben in seiner innersten Gestalt« (S. 316/17).

Gerade dies oft geschmähte und kritisierte Buch – das im Rückblick seines Autors die Geburt eines neuen Menschentyps, des »Arbeiters«, vorwegnimmt –, kann man zugleich als Protokoll und Deutung einer Reise ins Innere verstehen. Das Herz wird geprüft, der Mensch gewogen und der Erkenntnis seiner selbst zugeführt. Zwischen Furcht und Todesmut, Angreifen und Zurückweichen, Lachen und Weinen entsteht die Gewißheit letzter Unverletzlichkeit. Diesem Schicksalspunkt ist wohl auch die Jüngersche Optik der Distanz entsprungen, die manchmal leicht hin als »inhumane Kälte« gedeutet wurde und wird. Tatsächlich ist sie wohl der Ausdruck dafür, daß »auch der Tod nur eine Kurve wie die Schleife« ist »und das Sterben der genialste Augenblick des Auges« (Jürgen Rausch).

Ernst Jünger hat mit seinen Augen gedacht. Denn »jeder vorgeformte und von der Anschauung entfernte Begriff ist mir zuwider« (9. März 1945). Auch deshalb scheint es so etwas wie einen Neoplatonismus des denkenden Dichters Jünger zu geben. Vom Sinnesorgan des Ohres ist im Werk weit weniger die Rede. »Was nehme ich mit den Ohren auf? Naturlaute: das Murmeln des Wassers, das Wehen des Windes im Walde, Vogelstimmen, Volkslieder, Refrains, Choräle, Mozart auch. Warum nicht die einer Fuge – hier ist offenbar eine Lücke, Banausentum. Ein Mangel der universalen Zuwendung; die absolute bleibt davon unberührt.« (27. September 1982). Auch sonst, wie an einer Stelle im Buch *Das abenteuerliche Herz* (2. Fassung, S. 142), wird das Thema »Hören« oder »Musik« eher nur gestreift. Jünger ist ein Augenmensch. Deshalb scheint sich seine in Erzählungen, Gedanken, Aphorismen verstreute »Theorie« fast völlig vom Sehen zu nähren. Das bringt natürlich auch Konflikte mit jenem Glauben, der, wie die Schrift sagt, »vom Gehörten kommt«. Im 15. Kapitel der *Afrikanischen Spiele* äußert der Autor über einen »altgedienten« Fremdenlegionär, der sich den Namen »Charles Benoit« zugelegt hat: »Er verfügte über eine Sprache, die Fenster besaß.« Jüngers Tagebuch des Westfeldzuges *Gärten und Straßen* reflektiert Wahrnehmungen, die der Hauptmann Jünger

in einem »Zustande der Abwesenheit« bei einem Übungsritt macht: »So sah ich ein braunes Feld nur wie im Traume, und Stroh, das darauf ausgebreitet war, wie aus dem Grenzenlosen angespült. Dagegen rückte eine grüne Wiese mit Rosensträuchern, an denen die Hagebutten flammten, ganz nah heran. Die Dinge erschienen wie durch eine Linse, die sich bald schärfer stellt und bald erschläfft, wir leben nie völlig in der Welt, und auch nicht völlig in unserem Leibe – doch eines Tages werden die Teile, mit denen wir innen und außen sind, addiert« (Blankenburg, 4. Oktober 1939).

Mehr als drei Jahre später notiert der Autor, wenn man zum Wesen und in den Genuß der Pflanzen und ihrer »Sprache« gelangen wolle, müsse man das Motto beachten: *praesens sed invisibilis* – »gegenwärtig, jedoch unsichtbar«. Der Leser solcher Sätze fühlt sich an Novalis' *Fragmente* erinnert, in denen es heißt: »Die Blüten sind Allegorien des Bewußtseins oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüte, eine höhere Erhaltung: bei den Menschen ist es das Organ der Unsterblichkeit, einer progressiven Fortpflanzung der Unsterblichkeit.«

Was nicht wenige seiner Leser an Ernst Jünger fasziniert, ist denn auch – neben seinem Sprachgewissen und lakonischem Mut – sein schauender Intellekt, seine synoptische Sehkraft und sein theologischer Sinn. Dem Darwinismus, so schreibt er am 26. Mai 1945 in sein Tagebuch, fehle »das Auge für das ganz und gar Unökonomische, Unrationelle der Pflanzen, den fürstlichen Aufwand, den Überfluß, der weit bedeutendere Absichten als die der reinen Fristung und Konkurrenz verrät«. Die Schönheit der Pflanzen beweise eine »unerhörte Verschwendung im vergänglichen Stoff«, und in der Substanz »eines winzigen Blütenkelches, eines zitternden Staubfadens« verberge sich höherer Sinn als »in den Entwicklungstheorien« (*Die Hütte im Weinberg*, S. 456f.). Zahllose Notizen in Jüngers Tagebüchern und Essays reden von den Entzückungen des Auges. Am 18. Juni 1945 notiert Jünger: »Der Kummer bleibt weit zurück. Die Blumen sind stärker, sind wirklicher. Das Gras war zwischen den Kiefern aufgeschossen, und hohe blasse Orchideen, Johanniskraut und blaue Lupinen blühten im feuchten Grund.« Und: »Wieviel blinde Schichten müssen am Auge bauen, bevor es sehend wird« (19. Juni 1945). Schon in *Gärten und Straßen* hatte es geheißt: »So hat das Leben seine Maien- und Blütenwunder, die der nicht ahnt, der nur das Blattwerk kennt, und welche dennoch darin verborgen sind« (Auwaldhütte, 7. April 1940). Selbst nach dem Abschluß des Manuskriptes der *Marmorklippen* und der in sie investierten Mühe müsse die kommende Arbeit von jetzt an »dem Auge übertragen werden, denn an Schauspiel wird kein Mangel sein« (vor Beginn des Westfeldzuges). Die Blüten von Pfeilkraut und Iris entgehen dem Auge Jüngers auch in den Trümmern des bombenzerstörten Hannovers nicht.

Freilich löschen Nachrichten wie die von den »Schinderhütten, die in den östlichen Randstaaten errichtet worden sind«, die »Farben eines Tages aus« (6. März 1942). Doch die zärtliche Aufmerksamkeit – auch in den Farbträumen von Tieren und Blumen – für das Spektrum der »Oberflächen«, in dem sich das Lebensfeuer deutlich macht, erlischt nicht. Die Farben »gleichen Flammen, in denen die Liebe sich verbrennt« (Paris, 8. März 1942). Und als Jünger, mit dem Fahrrad auf dem Weg nach Hirson unterwegs, dicht an einem Molch vorbeikommt, trägt er das Weibchen vorsichtig auf eine Wiese, damit es nicht überfahren wird. Und er notiert:

»Schon ungezählte Male hat mich der Anblick der Tiere gleich einem Lebensquell mit neuer Kraft begabt« (Saint-Michel, 1. März 1941).

Jünger, der 1930 mit seiner Einleitung zur Bilderbibel *Die veränderte Welt* (Breslau) eine hellseherische Analyse der zunehmenden Verwendung von Fotos und Filmen im publizistischen Bereich und ihrer politischen Konsequenzen geliefert hat, wußte immer, daß »die tote Linse das Eigentliche und Wunderbare nicht faßt« (17. Juni 1941), daß sie hingegen sehr wohl als Mittel und Ausdruck sich ändernder Machtverhältnisse dienen kann. Einmal unterstreicht der Autor Jünger, das menschliche Auge bewege sich im »Haus der Welt« stets wie auf einer Bühne, jedoch zugleich als Zuschauer. Diese – bis zur Wesensspaltung gehende – Lebensspannung zwischen Faszination und Reflexion, Versenkung und Distanz, Zuschauen und Handeln, Hingebung und Selbstbeobachtung, Kontemplation und Kampf, Wärme und Kälte, Fühlen und Urteilen hat Ernst Jünger in ein Werk gebannt, das seines gleichen sucht. Und vielleicht hat erst der Hundertjährige die vom Vater überkommene rationalistisch-positivistische Anlage mit der seiner warmherzigen, katholischen, aus dem Fränkisch-Bayrischen stammenden Mutter versöhnen können. Diese Frau dürfte ihm wohl auch jene Heiterkeit beschert haben, die durch Jüngers spürbare Schwermut hindurchleuchtete.

An etlichen Texten läßt sich das nahezu jede Regung bestimmende Verlangen ihres Urhebers ablesen, wach und gewappnet, behutsam und gelassen, genau und gerecht zu sein. »Der Stil ruht eben im tiefsten Grunde auf Gerechtigkeit. Nur der Gerechte kann auch wissen, wie man das Wort, wie man den Satz zu sagen hat. Aus diesem Grunde wird man die besten Federn niemals im Dienst der schlechten Sache sehen« (Paris, 17. Februar 1942). »Le style c'est l'homme« – diese Sätze, die Lecercler de Buffon, Mitglied der *Académie française*, im 18. Jahrhundert gesprochen hat, treffen auf den Autor Ernst Jünger zu. Denn seine Existenz ist völlig in seine Sprache eingegangen. Man hat ihr nachgesagt, daß sie metallischen Glanz und mineralische Prägung aus menschlicher Kälte beziehe und selbst das Fürchterliche zu Pretiosen mache. Dagegen steht – die durch das Werk belegbare – Feststellung Ernst Jüngers: »Die Liebe ist das Geheimnis der Meisterschaft« (Vorwort zu *Strahlungen I*, S. 15 der Taschenbuchausgabe. München 1988). Nun, wer Takt, Scheu, Andeutung, »indirekte Rede«, aber auch Sprachgerechtigkeit, Formbewußtsein und die Notwendigkeit, in einer Diktatur durch »Gleichnisse« reden zu müssen, als »Kälte« zu charakterisieren liebt, trifft die Wahrheit nicht. Jünger pflegte im übrigen oft »halblaut« (wenn auch vernehmlich) zu schreiben – und wenn er Entsetzliches witterte, von Vernichtungspraktiken berichtet bekam, sein eigenes Leben bedroht fühlte oder Empörung und Zorn ihn mitzureißen drohten, wenn er litt, so »formalisierte« er sofort und verlieh auch dem persönlichen Schmerz eine Form. Trotz allem beschrieb er in den *Stahlgewittern* seine Tränen, seine Erschütterung beim Soldatentod seines Sohnes und die Tränen seiner ersten Frau beim Abschied zur Front am 29. Januar 1940.

»Ich bringe den Vormittag hin, indem ich Sätze bilde und verwerfe, wie ein Töpfer, der sein Geschirr zerschlägt. Ich nehme diesen Zustand sehr bald wahr und könnte eigentlich spazierengehen. Da ich trotzdem bleibe, möchte ich meinen, daß auch diese Anstrengung eine Bedeutung verbirgt. Man tut wenig umsonst« (4. April 1939, *Gärten und Straßen*, während der Zeit der Niederschrift der *Marmorklip-*

pen). »Was in der Prosa an rhythmischer Arbeit geleistet wird, darf keine Spur hinterlassen; und die Anstrengung ist umso lohnender, je weniger sie wahrgenommen wird« (7. April 1939). Die nicht zu übersehende Präsenz der beiden Geheimnisse von Leben und Tod in Jüngers Werk treiben seinen Urheber zu einer schon biblisch wirkenden Rechenschaftslegung. Der ständige Rapport des Tagebuchschreibers und Erinnerers (*Die Zwille*. Stuttgart 1983) zielt auf den Ertrag, die Frucht, die Essenz. Ein Schriftsteller »ist verpflichtet, viel zu reisen, um zu erfahren, was die Erde zu bieten hat. Dann aber müssen die Bilder sich mischen und verflüssigen wie Honig, der aus vielen Blüten eingetragen. Nur aus den Elementen der Erinnerung fließt dem Geiste die Nahrung zu« (10. April 1939). Diese Maxime läßt sich noch aus dem fünfzig Jahre später erschienenen Reisetagebuch – aus Malaysia und Indonesien – herauslesen (*Zweimal Halley*. Stuttgart 1987).

Der Weg zur Menschwerdung seiner selbst und zur gemeisterten Form hat die Lebenszeit eines mehr als Hundertjährigen – Teilnehmer an zwei Weltkriegen, Zeitzeuge, Beobachter, Reflektor und ständiger Leser – bestimmt. »Nachdenken« war ihm »so gut wie atmen«. Nachgiebigkeit sich selbst gegenüber mißfiel ihm; stets hielt er den Bogen gespannt. Er liebte die Freundschaft, die Natur und ihre Geschöpfe, hinter denen er das Gesicht einer ordnenden Liebe erkannte. Jünger hat seiner Epoche eine Reihe unvergeßlicher Stichworte geliefert; natürlich mußte er damit rechnen, daß sie auch in die Hände von Schurken gerieten (vielleicht hat er es zu wenig getan). Der Käfer- und Faktensammler befand sich auf der Jagd nach den Zusammenhängen – eben darin ein *homo religiosus*. Er hat seinen Zeitgenossen den Dienst der Nachdenklichkeit geleistet, dabei mehr vorausgesehen als viele andere unter ihnen, er hielt sich nicht in der Etappe des Denkens, sondern »vorne« auf, ohne den Begriff der »Avantgarde« zu strapazieren, und er las die Spuren des Unvergänglichen »in der vergänglichen Zeit« (*Siebzig verweht*, S. 100, 23. Mai 1986). Im gleichen Tagebuch schreibt Jünger unter dem Datum des 19. April 1986: »Einen Tag ohne Lektüre kann ich mir kaum vorstellen, und ich frage mich oft, ob ich nicht im Grunde als Leser gelebt habe.« So hat denn der Leser Jünger die Einflüsse von Rimbaud, Schopenhauer, Hamann, Nietzsche, Hölderlin, Novalis, Silesius, Günther, der Droste, Baudelaire, Goethe, Stifter, Kant, Platon, Dostojewskij deutlich erkennbar verarbeitet, aber auch die des Boethius (*De consolatione*), dessen »Gedichte aus der Tröstung« er am 13. Februar 1939 »inmitten Betrunkener im Bahnhof von Karlsruhe« zu lesen begann.

Alle seine Tagebücher bis ins hundertste Lebensjahr hinein geben die ständige Lektüre der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments zu erkennen. Viele Stellen aus Levitikus, Hiob, Esther, Jesus Sirach, Judith, Isaias, Jeremia, den Apokryphen, den Psalmen, andere aus den Evangelien und den Paulusbriefen lassen sich finden. Die ersten Minuten nach dem Aufwachen an seinem 45. Geburtstag unweit der rheinnahen Westfront verbringt der Offizier mit der Lektüre des 73. Psalms. Das Kriegstagebuch *Gärten und Straßen* vom 29. März 1940, das 1942 erscheint, hält den Augenblick fest. Als das Buch eine zweite Auflage erhalten soll, will Propagandaminister Josef Goebbels sie nur unter der Bedingung gestatten, daß der Autor auf den Wiederabdruck dieser Stelle verzichtet. Ernst Jünger lehnt seine Forderung ab, und so unterbleibt die erneute Auflage. Der 73. Psalm beginnt (in der Lutherübersetzung) mit den Sätzen: »Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur

reinen Herzens ist. Ich aber hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen; mein Tritt wäre beinahe geglitten. Denn es verdroß mich der Ruhmredigen, da ich sah, daß es den Gottlosen so wohl erging.« Und der vorletzte Vers bekräftigt: »Denn viele, die von Dir weichen, werden umkommen; Du bringst um alle, die von Dir abfallen.«

Im Ersten Weltkrieg trug der Leutnant Ernst Jünger neben den Notizbüchern den exzentrischen Roman Laurence Sternes *Tristram Shandy* mit sich, den er in den Gefechtpausen, im Lazarett und Granatfeuer las. Im Bunkerfeld des Altrheins im Zweiten Weltkrieg lag »neben der Kerze ein Handbuch, in dem ich noch ein wenig lese, so meist die Bibel und in diesen Tagen Boethius« (*De consolatione*) »... Gleich über dem Lager sind Pistole, Gasmasken und Fernglas an Nägeln aufgehängt« (13. Februar 1940). »Im Frieden gedenke ich die Lektüre nach einem neuen Plan zu ordnen, mit Theologie im Fundament« (11. März 1942). Wiederholt besucht der Offizier im Kommandostab des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich, Jünger, die Pariser Kirchen – Saint Sulpice, Saint Gervais, Notre Dame, »sodann die Madeleine – eine Kirche trotz alledem« (29. April 1941), auch »die runde Kirche ganz in der Nähe, an der Mauer grünt ein Feigenbaum«. Am Karfreitag 1943 betritt Jünger die Pariser Kirche Saint-Philipp-de Roule: »Zunächst die Kapelle, in der ein Kruzifix lag, dann die Kirche, in der die Frauen sich drängten; ich hörte dort eine gute Passionspredigt. Die großen Symbole erfüllen sich täglich von neuem, so etwa jenes, daß der Mensch den Mörder Barrabas und nicht den Fürsten des Lichtes wählt« (23. April 1943). Und am 25. Dezember 1939 im Kriegstagebuch *Gärten und Straßen*: »... von einem Kruzifix, kalt; von der Dornenkrone hing der Reif in langen, silbernen Fäden herab. Auch hatten die Augen Silberwimpern angesetzt, die leise im Windhauch zitterten.« Mußte ein Mensch wie Josef Goebbels, katholisch getauft, eine solche Veröffentlichung und ihren Autor nicht als »gefährlich« erklären? Denn hinter ihr stand ein weithin bekannter Name.

Im Frühsommer des Jahres 1941 hat Ernst Jünger einmal notiert, daß man, »um alt zu werden, jung bleiben« müsse. Und am 11. November 1939 schreibt der Autor: »Insofern wir Lehrlinge sind, dürfen wir nicht altern, müssen immer sechzehn sein.« So dürfte der Eindruck von Geistesjugend, der sein hohes Alter begleitet, immer überzeugender geworden sein. Ernst Jünger drang auf solche Weise stets tiefer in das göttlich gewobene Geflecht der Erde und des Kosmos ein; und er scheute sich nicht, das Wort »Schöpfung« zu benutzen. Nach dem Fall Stalingrads entdeckt er in den Briefen der dort Gefallenen, »daß sich auf diesem verlorenen Posten eine starke Rückwendung zum Christentum vollzieht«. Der Fünfundneunzigjährige aber faßt seine Todesgewißheit in einer religiösen Metapher zusammen: »Wir sind auf Wallfahrt; was wir geglaubt haben, bleibt als Motivbild, was wir gewußt haben, als Krücke in den Kapellen zurück.« Bilder seien auch »der Annäherung an das Unbegreifliche dienlicher; das Denken versagt eher als das verehrende Gefühl.«

Wer es will, kann in Jüngers Büchern Sätze über das Gebet antreffen, die jedem Theologen Ehre machen würden. Im Vorwort zu den *Strahlungen* (I) heißt es: »Wer kennt die Folgen eines Blickes, der uns flüchtig streifte, wer kennt die Wirkung des Gebets, die ein Unbekannter für uns spricht?« Oder: »Kannes Erfahrung im Beten. Er fühlt, wenn seine Gebete »durchdringen«. Das eigene Schicksalsrädchen läuft dann dem Gange des Universums konform« (10. Januar 1942). Noch mitten in den *Stahlgewittern* notiert er: »Hier wäre ein Gebet nötig. Aber wenn ich es bisher nicht

getan habe, wäre es jetzt schäbig von mir.« 1972 erinnert sich Jünger, er habe früh mit dem Beten aufgehört, als er »mit Darwin bekannt geworden war«. 18 Jahre später schreibt er in *Die Schere*, Darwins Lehre lasse »sich auch ad majorem Dei gloriam ausdeuten.« Und: »Vielleicht leben wir heute nicht nur durch die Kräfte vergangener, sondern auch zukünftiger Gebete mit, die man nach unserem Tode sprechen wird.« Und »sogar das mechanische Gebet« mache »durch eine so entstandene Lücke im kausalen Tagesverlauf höheren Einfluß möglich. Daher ist der Entschluß, sich an ein Glaubensgesetz zu halten, auch ohne innere Berufung, gar nicht so sinnlos, wie man gemeinhin denkt« (4. Januar 1945). Die großen Abschnitte der Geschichte begannen »mit einer neuen Religion und im Leben des Einzelnen mit einem neuen Gebet.« Und: »Was ist Vorsicht ohne Vorsehung?« – »Das ist die ungeheure, auch heilende Bedeutung des Gebets, daß es für einen Augenblick die Falten des Herzens öffnet und sie dem Licht zugänglich macht. Es gibt dem Menschen, vor allem in unseren nördlichen Breiten, die einzige Pforte zur Wahrheit, zur letzten und rücksichtslosen Ehrlichkeit.« (2. Oktober 1942). »Wenn wir als Heilige leben, ordnet sich uns das Unendliche zu« (30. Januar 1940 – »Tag der Machtergreifung«). Beide Sätze lassen sich zwanglos neben das »Abschiedswort« des katholischen Philosophen Peter Wust stellen, das dieser bekennende Denker am 18. Dezember 1939 an seine münsterischen Schüler gerichtet hat; er sagte damals, der »Zauberschlüssel zum letzten Tor der Weisheit« sei »nicht die Reflexion, sondern das Gebet. Das Gebet als letzte Hingabe an Gott gefaßt, macht still, macht kindlich, macht objektiv. Die großen Dinge des Geistes werden nur betenden Geistern geschenkt.«

Jünger hat ganz unverhohlen gerade im Alter seine Gewinne und Verluste, seine Irrtümer und seine Einsichten dargetan. Vielleicht bescherte ihm gerade diese unerschütterliche Bereitschaft – auch die der Korrekturen – soviel Heiterkeit. Er hat sich im Lauf eines bewegten, langen Lebens bis zum transzendenten Grund der Welt durchgefragt. Spuren dieser Transzendenz fand dieser »frömmste Heide der Bundesrepublik« (wie ihn einzelne Kenner seines Lebenswerkes nannten), nicht nur in der Natur, den Naturreligionen, den Mythen und dem Buddhismus – von der durchgehenden Lektüre der Bibel und der Kirchenväter Basilius, Gregor von Nyssa, Irenäus, Athanasius und Augustinus einmal abgesehen. Er fand sie auch im kultischen Raum. Jünger besaß einen schier untrüglichen Instinkt für Defizite in Kirche und Theologie, also für das Seelen-Asthma, die Hypertrophie des Intellekts und den Skorbut einer soziologisierten Theologie: »Das kultische Bemühen wird durch das soziale ersetzt. Anstelle der Seelsorge tritt die Fürsorge, gegen die nichts einzuwenden ist, doch die zu den sekundären Aufgaben zählt. Tritt sie in den Vordergrund, so wird die Gestalt des Armen degradiert.« Und: »Die sakramentalen Handlungen und Kulte sind umso überzeugender, je mehr sie sich auf überlieferte Texte und Handgriffe beschränken, also auf das reine Offizium« (*Siebzig verweht* IV, 1. Juli 1986).

Der »tiefste Schmerz rühre daher, daß wir vom Heil abweichen«, schrieb Ernst Jünger am 19. Januar 1947. Schon der Siebzehnjährige wollte beim Leben in die Schule gehen, und der Hundertjährige scheute sich nicht, ein Lehrling zu bleiben. Und so starb er wohl auch – in der Erwartung eines Todes, der ihn die »volle Wahrheit« lehren würde. Requiescat in Pace.